

Nur zum persönlichen Gebrauch.
Kopien und Veröffentlichungen nur in Absprache mit
Jürgmeier – Postfach – 8408 Winterthur – Tel 052 222 14 33 – juergmeier@wort.ch

Lehrerinnen- und Lehrerweiterbildung Luzern 30. Januar 2003:

Das „Konzept Mann“, blinde Flecken und andere Gendereien

Von Jürgmeier

[Folie „Über Geschlechter, blinde Flecken und andere Gendereien“]

„Konzept Mann“, „Konzept Frau“, Beruf oder Familie – tempi passati! Das erklären mir an einem Donnerstag im April 2002 die Studierenden einer Zürcher Fachhochschule. Gesellschaftliche Strukturen, Machtverhältnisse, Geschlechternormen – bedeutungslos! Alles nur eine Frage individueller Übereinkünfte. Anything goes. Habe ich etwas verpasst? Sind Adam und Eva ins Paradies zurückgekehrt? Oder haben die jungen Leute noch nicht einmal die gesellschaftlich hervorgebrachten Ungleichheiten zwischen Mann und Frau, oben und unten erkannt?

Am gleichen Abend beobachte ich beim Bahnhof Stadelhofen ein junges Pärchen. Sie möchte offensichtlich anderswohin als der Mann. Der beendet den kurzen Disput, indem er die Frau entschlossen ergreift, aufhebt und die Treppe hinunterträgt, während sie, keinen Boden mehr unter den Füßen, kreischend und kichernd zurückblickt.

Wir leben in widersprüchlichen Zeiten, die auch schon unübersichtlich genannt wurden. Einerseits wird die Geschlechterfrage immer häufiger auf die politische Agenda gesetzt, hält „Gender Mainstreaming“ in öffentlichen Verwaltungen und privaten Unternehmungen Europas Einzug, andererseits werden (feministische) Patriarchatskritik als passé und Gleichstellung als eingelöst bezeichnet. Die tägliche Realität aber ist immer noch in allen Bereichen von gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterunterschieden und –diskriminierungen geprägt. Noch immer wird der Faktor Geschlecht in zentralen Fragen ausgeblendet. So wird die verallgemeinerte „Jugendgewalt“ nicht selten kulturalisiert („die Albaner“) oder mit tieferem Bildungsniveau in Verbindung gebracht („Weniger Gebildete gewalttätiger“), aber kaum je wird der offensichtliche Umstand, dass Gewalt ein Männlichkeiten konstituierender Faktor ist, thematisiert.

[Folie „Mensch ist nicht einfach Mensch“]

„Wir sind doch alle nur Menschen.“ Immer wieder fällt dieser Satz, wenn sich Gräben auftun und Konflikte drohen – zwischen Arm und Reich, Schwarz und Weiss, Frau und Mann. Aber der Satz ist Sehnsucht, nicht Realität. Es ist noch gar nicht lange her, dass auch in den so genannt aufgeklärten Nationen Arme, Schwarze und Frauen nicht als Menschen, das heisst Bürgerinnen und Bürger galten. Dass „der Mensch“ dem Menschen ein „Mensch“ sei, ist auch heute noch eine Utopie. In Wirklichkeit sind wir nach wie vor in soziale, politische, ökonomische, kulturelle, Alters- sowie Geschlechterstrukturen eingebunden und durch diese voneinander getrennt. Die Geschlechterfrage mag zwar zunehmend aus medialen Schlagzeilen verschwinden, aber was sich über Jahrhunderte in sozioökonomische Strukturen und psychosoziale Beziehungen eingegraben hat, wird nicht so leicht aus Köpfen, Psychen und Körpern „vertrieben“, die Gleichstellung beziehungsweise die Befreiung von Geschlechterkorsetten im gesellschaftlichen Alltag, so ist zu vermuten, liegt noch weitgehend vor uns.

Nachdem die Siebziger und Achtziger Jahre durch eine Art „Geschlechterkampf“ geprägt waren, entwickelte sich Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts eine neue Perspektive, die mit dem englischen Wort „gender“ umschrieben wird. „Der Mensch“ zerfällt in geschlechterpolare Gesellschaften in „Mann“ und „Frau“. Das biologische Geschlecht (englisch: sex) wird durch Sozialisation und gesellschaftliche Anforderungen, wie Männer beziehungsweise Frauen zu sein haben, zum sozialen Geschlecht (englisch: gender) ausgeweitet, und so wird aus dem kleinen ein grosser Unterschied. Der Gender-Ansatz überwindet das Aktions-, Reaktions-, das Beschuldigungs-Rechtfertigungs-

Muster sowie die bloße Interessenvertretung des eigenen Geschlechts und versucht - gewissermaßen auf der Meta-Ebene, aber ohne die eigene Betroffenheit beziehungsweise die realen Ungleichheits- und Machtverhältnisse auszuklammern – die Geschlechterfrage als zentrales Strukturelement (vergleichbar der ökonomischen oder sozialen Frage) zu konstituieren und alle gesellschaftlichen Bereiche aus dieser Optik analytisch zu erfassen.

[Folie „Geschlecht = Gender und Sex“]

Das Konzept Gender führt die bis zu diesem Zeitpunkt selbstverständliche, das heisst „natürliche“ Geschlechterdifferenz (auch) auf soziale Konstruktionen zurück und formuliert die Formel „Geschlecht = sex + gender“. Während Gene und Hormone das biologische Geschlecht (=sex) hervorbringen, wird das soziale Geschlecht (=gender) durch Erfahrungen (Wie erlebe ich Männer und Frauen in meiner Alltagswelt?), durch Strukturen (Welche Rechte, welchen Zugang zu Macht und sozioökonomischen Ressourcen haben Frauen beziehungsweise Männer?), durch Normen (Was dürfen, was müssen Frauen beziehungsweise Männer?), durch Mythen sowie Symbole (Wie werden Männer beziehungsweise Frauen in kulturellen Äusserungen und Codierungen inszeniert?), und durch Wahrnehmung beziehungsweise Zuschreibung (Was nehmen wir als weiblich, was als männlich wahr? Welche Eigenschaften schreiben wir Männern zu, erwarten wir von Frauen?), durch Wahrnehmung beziehungsweise Zuschreibung, Mythen sowie Symbole, Normen, Strukturen und Alltagserfahrungen wird das soziale Geschlecht konstruiert.

Das Verdienst des Konzepts Gender besteht darin, Männlichkeit und Weiblichkeit als gesellschaftlich hervorgebrachte „Konstrukte“ entlarvt zu haben, aber, so die US-amerikanische Historikerin Joan W. Scott, selbst eine Pionierin des Gender-Ansatzes:

„Wenn das soziale Geschlecht für die soziale Überformung existenter physischer Differenzen zwischen Frauen und Männern steht, dann wird an der Natur (Körper, biologisches Geschlecht) als dem determinierenden Faktor der Differenz nicht gerüttelt.“

Das heisst, gerade die Einführung der Formel „Geschlecht = sex + gender“ droht dazu zu führen, dass der „sex“ den Naturwissenschaften überlassen wird und sich die Sozialwissenschaften mit dem „gender“-Teil begnügen. Und das hat Folgen.

Noch einmal Joan W. Scott:

„Das Unvermögen der Kategorie gender, die extremen Behauptungen und Ansprüche der Evolutionspsychologie zu kontern, hängt mit genau dem zusammen, was einmal als ihre Stärke galt: die Weigerung, sich auf das körperliche Geschlecht einzulassen.“

Was sie mit den „extremen Behauptungen“ der Evolutionspsychologie meint, illustriert sie durch ein Zitat des Psychologen Steven Pinker am Massachusetts Institute of Technology, der das Verhalten des ehemaligen Präsidenten Bill Clinton so erklärte:

„Ein prähistorischer Mann, der mit fünfzig Frauen geschlafen hätte, hätte fünfzig Kinder zeugen können, und er hätte mit entsprechend grösserer Wahrscheinlichkeit damit rechnen können, dass sich seine Neigungen auf Nachkommen vererben würden, eine Frau, die mit fünfzig Männern geschlafen hätte, würde nicht mehr Nachkommen gekriegt haben als eine, die mit einem einzigen schlief. Folglich sollten Männer.... bezüglich ihrer Sexualpartner Quantität anstreben, die Frauen hingegen Qualität...“

Neue Fragen müssen gestellt werden: Zerfällt das Geschlecht tatsächlich in die beiden Pole „sex“ und „gender“? Gibt es überhaupt einen ausschliesslich „natürlichen“, einen unveränderlichen biologischen Teil des Geschlechts? Ist nicht auch „sex“, ist nicht jede „Natur“ kulturell hervorgebracht, jede Kultur ihrerseits auch Produkt von „Natur“?

Die Debatte, ob es neben der sozialen Konstruktion von Geschlecht (=gender) ein „natürliches“ Geschlecht (=sex) gebe, ob das alte „Alles ist Biologie“ gänzlich durch ein „Alles ist Kultur“ ersetzt werden könne, ob das Geschlecht ein Faktum oder eine Erfindung sei, die Debatte, inwieweit Geschlechterdifferenz (nur) genetisch oder (nur) sozial konstituiert werden, inwieweit die Utopie der „Menschwerdung“ die definitive Befreiung des Individuums von allen Korsetten brächte oder ein (uneinlösbares) Konstrukt ist, das Differenzen plattwalzt, diese Debatte ist noch immer in vollem Gange. Die von Joan W. Scott zitierte Elizabeth Grosz fügt ihr einen weiteren Gedanken hinzu:

„Es ist zwar interessant zu zeigen, dass das soziale Geschlecht vom biologischen Geschlecht abweichen kann..., aber ist es nicht noch interessanter zu zeigen, dass das biologische Geschlecht und die Körper in ihrem Innersten instabil sind, dass das, wozu der Körper fähig ist und wozu alle fähig sind, weit über die Toleranzschwelle jeder Kultur hinausgeht...“

Und Joan W. Scott selbst macht deutlich:

„Wenn das biologische Geschlecht nicht vollständig ‚natürlich‘ ist, dann ist das soziale Geschlecht nicht vollständig sozial.“

Will heissen: Zwischen „sex“ und „gender“ gibt es keine klare Trennlinie.

Es sind also komplexe Wechselwirkungen zwischen Genetik und Gesellschaft, die das jeweils gültige beziehungsweise hegemoniale Geschlechterkonzept hervorbringen,

wobei es weniger wissenschaftliche Erkenntnisse als philosophische Modeströmungen und sozioökonomische Interessen sind, die Männlichkeiten und Weiblichkeiten bestimmen. Interessanter als die wohl nie definitiv zu entscheidende Frage, wie viel Biologie, wie viel Kultur für „den Mann“ beziehungsweise „die Frau“ verantwortlich sei, ist die Frage, was hinter dem Bedürfnis steckt, die eine oder andere Variante – reiner sex, blosses gender – zu favorisieren. Ist es die Sehnsucht nach Sicherheit, nach Geborgenheit im Begrenzten, nach Aufgehobenheit im scheinbar Unveränderlichen, was die einen auf die Biologie hoffen lässt? Ist es, umgekehrt, der Wunsch nach Veränderung des Vorgegebenen, nach Sprengung aller so genannt natürlicher Grenzen, nach der Machbarkeit von allem, weshalb andere auf die Kultur setzen?

Die Genderforschung gerät überdies in ein Paradox: In einer Zeit, in der sich die klaren Geschlechtergrenzen aufzulösen, viele Geschlechter möglich zu werden scheinen (wenn auch zentrale patriarchale Inszenierungen noch immer wirksam sind), beginnt sie die Konstruktion dieser patriarchalen Geschlechterordnung zu erforschen und läuft damit Gefahr, mit dem Genderblick die Geschlechterordnung ihrerseits zu stabilisieren oder zu reproduzieren.

[Folie „Mann wird nicht als ‚Mann‘, frau wird nicht als ‚Frau‘ geboren...“]

Wir wissen: Frauen werden nicht als „Frauen“, Männer nicht als „Männer“ geboren, sondern zu „Männern“ beziehungsweise „Frauen“ gemacht. Das wurde „den Frauen“ – die lange nicht als „Menschen“, sondern als „das Andere“ galten – früher bewusst als „den Männern“, die sich während Jahrhunderten als „Mensch schlechthin“ sahen, bis sie durch die Frauenbewegung mit der Nase auf den Umstand gestossen wurden, dass auch sie keine „Menschen“, sondern nur „Männer“ sind, die sich zwar eines Geschlechterbonus erfreuen können, aber gleichzeitig, ebenso wie „die Frauen“, einem Geschlechterkonzept unterworfen werden, das ihnen auch Einschränkungen verpasst – zum Beispiel ein schlechtes sexuelles Selbstbewusstsein oder eine um sechs Jahre tiefere Lebenserwartung.

Immer wieder ist (von Frauen und Männern) eine der Frauen- spiegelbildliche Männerbewegung heraufbeschworen worden. Aber das hat es nie gegeben, gibt es nicht und wird es nie geben. Das hat strukturelle Gründe. Noch nie hat eine gesellschaftlich dominante Gruppierung ihre Entmachtung als Befreiung empfinden oder gar betreiben können. Während sich das „Kollektiv Frau“ über soziale, ethnische und ideologische

Grenzen hinweg aus den strukturellen Abhängigkeiten vom „Kollektiv Mann“ zu lösen versucht, muss sich „der Mann“ als Kollektiv von niemandem befreien. Zur Befreiung eines Kollektivs gehört ein unterdrückendes Gegenüber, ein, gewissermassen, „feindliches“ Kollektiv. Das aber fehlt „den Männern“. Sie sind, als Kollektiv, wie „die Weissen“ in einem Apartheidstaat, keinem anderen Kollektiv unterworfen. Männer sind von Anfang an mit Differenzen innerhalb des eigenen Geschlechts konfrontiert und müssten sich, wenn schon, von Unterwerfungen durch Angehörige des eigenen Geschlechts befreien.

Was etwa zur „Männerbewegung“ stilisiert wird, sind äusserst heterogene Reaktionen auf die feministische (oder zum Teil auch von Männern formulierte) Kritik an patriarchalen Geschlechterverhältnissen, Reaktionen auf die öffentliche und private Infragestellung traditioneller Männlichkeitskonzepte durch Frauenbewegung und -forschung. Da sind die Selbsthilfe- oder Interessengruppen, zum Beispiel von geschiedenen Männern, die ihre (Vor-)Rechte zurückerobern wollen, da sind politische, antisexistische Gruppen, die sich – vergleichbar mit fortschrittlichen Weissen in Apartheid-Staaten – mit den Forderungen der Frauenbewegung solidarisieren und schliesslich sind da jene Männer, die aufgrund eigenen Leidens die Defizite des gesellschaftlich geforderten (Allmachts-)Konzepts Mann erkennen (zum Beispiel einseitige Fixierung auf Erwerbstätigkeit, emotionale und private Schwäche, Distanz zu eigenen Kindern, gesundheits-schädigende Aspekte des Mannseins, tiefere Lebenserwartungen usw.). Sie setzen sich ihrerseits mit der patriarchalen Konstruktion von Geschlechtern (insbesondere natürlich von Männlichkeiten) auseinander. Thematisch konzentriert sich die Männerforschung nebst dem Verhältnis von beruflicher Karriere und Vaterschaft auf (Homo-)Sexualität, Macht und Gewalt, wobei sie einerseits den von der Frauenbewegung öffentlich gemachten Geschlechteraspekt der privaten und öffentlichen Gewalt aufgreift und sich mit der Konstruktion von Männlichkeit durch Gewalt beschäftigt, gleichzeitig aber auch „den Mann“ als Opfer von (Männer-)Gewalt, „den Knaben“ als Opfer sexueller Ausbeutung (durch Männer und Frauen) sichtbar macht. Dies ist gerade deshalb bedeutsam, weil in der patriarchalen Inszenierung der Mann zwar als (starker, mächtiger) Täter, nicht aber als (schwaches, ohnmächtiges) Opfer vorgesehen ist. Dies, obwohl 70 Prozent der Gewalttaten „an Männern verübt werden“, wie Hans-Joachim Lenz in „männer.be“ schreibt. Vermutlich mehrheitlich durch Männer.

Die Befreiung von gesellschaftlich hervorgebrachten Rollenkonzepten ist nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen beunruhigend. Freiheit macht Angst, Angst, nicht

mehr dazuzugehören. Angst vor dem Unbekannten. Dieselbe Angst, die den Vogel daran hindert den offenen Käfig zu verlassen – weil ihm die vergitterten fünfzig Zentimeter vertrauter sind als der weite Himmel. Der Wunsch nach Zugehörigkeit gebiert auch die Geschlechterrolle, die dem Individuum, „dem Mann“ und „der Frau“ Sicherheit, Verhaltenssicherheit gibt. Als „Mann“, als „Frau“ weiss ich, wie ich mich verhalten muss. Das Korsett beengt nicht nur. Es gibt auch Halt.

Im Übrigen gerät „der Mann“ auf dem Hintergrund der patriarchalen Geschlechterkonstruktion gegenüber feministischer Kritik, zum einen, und der von Frauen etwa erhobenen Forderung „Befrei dich!“, zum andern, in eine äusserst paradoxe Situation. Der feministische Vorwurf am „Mann“ bezieht sich, im Grunde, auf das „Konzept Mann“, an dem der real existierende Mann scheitert, was er aber nicht zugeben und damit der Kritik die Spitze nehmen darf, weil er sich damit als „Nicht-Mann“ zu erkennen gäbe, was allemal noch das Schlimmste in einer geschlechterpolaren Gesellschaft ist. So „verbündet“ sich, paradoxerweise, die (berechtigte) feministische Kritik am „Konzept Mann“ mit dem patriarchalen Bemühungen, eben diesem Konzept doch noch, und wenn nötig mit Gewalt, gerecht zu werden.

Es gibt, ich habe es schon erwähnt, verschiedene Männlichkeitskonzepte, die von kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen abhängig sind. Nicht alle Männer können – dem so genannt hegemonialen Männlichkeitskonzept folgend – weisse mächtige Männer werden, die häufig und zu Recht im Schussfeld der Kritik stehen. Nicht allen Männern ist es in kapitalistischen Gesellschaften möglich, Männlichkeit qua erfolgreicher Erwerbstätigkeit zu erlangen. Den verschiedenen Männlichkeitskonzepten zugrunde liegt die Hauptformel „Mann sein, heisst, nicht Frau sein“.

[Folie „Das Feindbild Frau“]

Das „Konzept Mann“ ist eine Reaktion auf die Unberechenbarkeiten des Lebens. Das Unkontrollierbare und Versehrbare, insbesondere Sexualität und Tod, wird aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“ mutiert.

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Im Klartext: „Der Mann“ wird als unsterblicher Täter zum „Mann“. „Die Frau“ als sterbliches Opfer zur „Frau“.

„Männlichkeit“ – bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet – ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Immer droht der Absturz ins Weibliche, Schwule, ins Nichts. Männliche Grandiosität ist bedroht durch Begrenzung, insbesondere durch den Tod. Im „Konzept Mann“ wird das „Todesproblem“ durch eine magische Gebärde, durch den Vorstoss in grosse und kleine Todeszonen „gelöst“. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, versucht „der Mann“ zum „Mann“ zu werden. Weil er, heil aus der Todeszone zurückkommend, als Sieger über den Tod, als Unverletzlicher erscheint. Weil er, das Leben auf dem Schlachtfeld oder im Weinkeller lassend, zum unsterblichen Helden stilisiert wird. Zum Beispiel im Hollywoodmärchen „Titanic“:

[Folie „Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben...“]

- Rose, die Frau, überlebt, heiratet irgendeine farblose Figur, wird Mutter und steinalt.
- Cal, der rücksichtslose Verlobt, der sich einen Platz im für Frauen und Kinder reservierten Rettungsboot kauft, kommt davon.
- Jack, der MannundHeld, stirbt.

Da werden männliche Kernbotschaften vermittelt:

Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben.

Nur ein toter Mann ist ein „richtiger Mann“.

Oder wie es die Witwe eines von Terroristen erschossenen Piloten formulierte:

„Lieber einen verantwortungsvollen Toten als einen lebenden Feigling.“

Wer ein „Mann“ sein will, der zeige erst, dass er sterben kann.

Der Tod macht „Männer“.

Und weil der „normale Mann“ wenig Gelegenheit hat, auf Schlachtfeldern, zwischen Eisbergen oder in den Todeszonen des Himalaja das Gesellenstück des männlichen Helden abzulegen, bleibt ihm nur der Versuch, immer wieder in die kleinen „Todeszonen“ vorzustossen. Rücksichtslos, gewalttätig gegen sich selbst, an und über die Grenzen eigener Möglichkeiten hinauszugehen. Vor keiner Gefahr zurückzuschrecken. Wider jede Vernunft mit und ohne Alkohol im Blut die Geschwindigkeitsgrenzen auszureizen. Mit Arbeit, Zigaretten, Alkohol, einseitiger Ernährung usw. Raubbau an der eigenen Gesundheit zu betreiben. Womit er sich, im Vergleich zu „den Frauen“, die erwähnte statistische „Übersterblichkeit“ von sechs Jahren einhandelt. „Mann“ sein ist tödlich.

[Folie „Gewalt macht Männer“]

Das „Konzept Mann“, das heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit „seinen Mann stehen“, der Zwang, immer handeln zu können, enthält nicht nur einen Zwang zum selbstmörderischen Risiko, zur Gewalt gegen sich selbst, sondern auch zur Gewalt gegen andere. Was das „Konzept Mann“ mehr bedroht als alles andere, ausgenommen der Tod, ist die Angst. Sie, nicht die reale Gefahr, wird als Bedrohung von Männlichkeit wahrgenommen und deshalb verdrängt.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“

Formuliert es ein ehemaliger Ausbildner einer Anti-Terror-Einheit. Mit Verdrängung, Drohgebärden und Gewalt soll die unmännliche Angst gebannt werden. „Der Mann“ kennt kein Nein und keine Grenzen. Aber es gehört nun mal zum Leben, dass wir immer und überall mit unseren Grenzen konfrontiert werden. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht „herstellen“, dass wir kaum etwas gegen das Elend und die Gewalt in der Welt zu tun vermögen. In dieser Beschränktheit und unter dem Zwang zur Einlösung des männlichen Allmachtskonzeptes wächst der geheime Wunsch, zaubern zu können, Grenzen zu überschreiten, Macht über die Wirklichkeit, letztlich sogar über Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben zu müssen. Der Zauberstab der Gewalt scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit diesem magischen Gerät verwandelt sie in „meine Welt“. Gewalt macht Männer. Gewalt gegen andere. Gewalt gegen sich selbst. Männer phällen oder phallen. Statt angesichts des drohenden Konkurses, der aussichtslosen Liebe, des nicht mehr wieder gut zu machenden eigenen Verschuldens zu

verzweifeln oder Hilfe zu holen, mordet der Amokläufer, bringt sich der „ehrenhafte Mann“ selber um – alles untaugliche Versuche, männliche Omnipotenz (wieder) herzustellen. Hauptsache – man handelt. Gewalt – das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer.

„Ich bin doch nicht so!“ Werden „die Herren“ reklamieren und „die Damen“ sie bestätigen: „Meiner ist ganz anders.“ Und vermutlich haben sie Recht: Individuen entsprechen selten gesellschaftlichen Entwürfen und Mittelwerten. Das ist das eine. Im Übrigen muss der real existierende Mann am „Konzept Mann“ versagen, weil es ihm das „Übermenschliche“ abverlangt, das sich allzu oft im „Unmenschlichen“ zu verwirklichen sucht. Zugespitzt formuliert: Es gibt keine „Männer“, nur Menschen mit XY-Chromosomen, die sich um einen männlichen Eindruck, das heisst, darum bemühen, dem Ensemble gesellschaftlicher Anforderungen zu genügen. Wir reden hier von Gender-Konzepten, das heisst von Modellen. Wie weit real existierende Frauen beziehungsweise Männer ihnen entsprechen, ist eine andere Frage, die jede und jeder von Ihnen selbst beantworten muss.

[Das „Konzept Mann“ verdeckt das „Opfer Mann“]

Das skizzierte Konzept Gender schärft und verstellt den Blick auf gesellschaftliche Wirklichkeit zugleich. Es hat, wie jedes Modell, blinde Flecken. Es fokussiert die Aufmerksamkeit auf die Unterschiede zwischen und die Gemeinsamkeiten innerhalb der Geschlechter. Dadurch droht der „Genderblick“ zu verstärken, was er aufdeckt, die Geschlechterdifferenz, das Geschlechtervorurteil. Wir sind, selektive Wahrnehmung, gefährdet, nur zu sehen, was dem Modell in unserem Kopf entspricht. Gerade weil das Konzept Gender davon ausgeht, dass Männer zu „Männern“, Frauen zu „Frauen“ gemacht, gewissermassen nach einem sozialen Bauplan „konstruiert“ werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als „Frauen“, Männer nur als „Männer“ erkennen, wenn sie Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. So wie Homosexuelle oder Angehörige der jüdischen Kultur nur als Jüdinnen beziehungsweise Schwule wahrgenommen werden, wenn sie sich verhalten wie „der Jude“ beziehungsweise „die Lesbe“. Andernfalls fällt schnell einmal der tolerant gemeinte Satz: „Man merkt ihr das Judesein gar nicht an. Er benimmt sich gar nicht wie ein Schwuler. Sie ist ein ganz normaler Mensch.“ So können Vorurteile wider die Realität aufrecht erhalten werden, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als jüdisch oder homosexuell wahrgenommen, bis am Schluss keine und keiner mehr übrig bleibt.

Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns nur Klischees als „Frauen“ beziehungsweise „Männer“ wahrnehmen, das uns „den Mann“ als Täter, „die Frau“ als Opfer sehen, „den Mann“ als Opfer, „die Frau“ als Täterin übersehen lässt. „Tatsächlich aber“, schreibt Arne Hoffmann im Dossier „Häusliche Gewalt“ in der Zeitschrift der „Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen FSP“ „Psychoscope“ im Juni des letzten Jahres,

„tatsächlich aber geht körperliche Gewalt in der Partnerschaft zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern. Dies ist das Ergebnis nicht von einer neuen Untersuchung, nicht von fünf, nicht von einem Dutzend. Stattdessen ist die Menge der Studien, die dies belegen, längst unüberschaubar geworden. Diese Untersuchungen stammen aus kriminologischen, soziologischen, psychologischen und medizinischen Fachzeitschriften aus den USA, Kanada, England, Neuseeland, Südafrika. In sämtlichen Studien zeigte sich, dass in Beziehungen die Gewalt entweder zu gleichen Teilen von beiden Partnern oder aber überwiegend von der Frau ausging...“

Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Für die Schweiz irrelevante Zahlen? Oder ein ernstzunehmender Beitrag zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, der unseren Geschlechtervorstellungen widerspricht? Niemand von uns kann das im Moment seriöserweise entscheiden, so wenig wir wissen können, ob das Klima schon definitiv gekippt ist oder nicht, wer den Krieg im Nahen Osten begonnen hat.

Ich beschränke mich darauf, der Frage nachzugehen, weshalb männliche Opfer beziehungsweise weibliche Täterinnen – wenn es sie denn gibt, und davon gehe ich aus -, sehr viel weniger wahrgenommen werden als weibliche Opfer beziehungsweise männliche Täter. Die Beschäftigung mit dieser Frage hat mich auf eine eigene, viele Jahre zurückliegende Erfahrung gestossen. Während einer öffentlichen Lesung mit einer ehemaligen Freundin gab mir diese hinter der Bühne eine Ohrfeige. Was nicht im Programm stand. Nach der Vorstellung kam ein guter Freund entrüstet auf mich zu und fuhr mich an, wie ich dazu käme, meine Freundin zu ohrfeigen. Er fiel denselben klassischen Geschlechterinszenierungen zum Opfer wie die Angestellten in Restaurants, die mir regelmässig den von meiner Freundin bestellten Wein servieren. Gewalt macht eine Frau nicht zur „Frau“. Im Gegenteil: Gewalt macht sie zum „Mann“.

Als letzthin in einer von mir geleiteten Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppe das Stichwort „Der Mann als Opfer“ Thema wurde, verlief das Gespräch anschliessend an eine Meditation – in der ich die Männer bat, sich an Situationen zu erinnern, in denen sie Opfer von Gewalt geworden waren – eigentümlich schleppend, geradezu wortkarg. Immer wieder fiel, wenn dann doch geredet wurde, das Wort „Scham“. Männer, denen als Kind oder Erwachsener Gewalt widerfahren war, schämten sich dafür. Ganz beson-

ders natürlich, wenn diese Gewalt von einer Frau ausging. Einer der Männer erklärte schliesslich, es würde ihm viel leichter fallen, über Situationen zu sprechen, in denen er selbst Gewalt ausgeübt habe.

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie immer wieder Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als „böse Männer“ statt als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit. Der Mann, der geschlagen wird, erscheint nicht nur als Opfer, sondern als lächerliche Figur, als Schlappschwanz. Er ist kein Mann mehr, insbesondere, wenn er von einer Frau geschlagen oder sexuell ausgebeutet wird. Deshalb wird er im Allgemeinen nicht über diese Gewalterfahrungen reden.

Die kulturellen Männlichkeitskonzepte – „Frau“=Opfer, „Mann“=Täter – bringen „den Mann“ als real existierendes Opfer zum Verschwinden. „In dieser Logik“, schreibt der Sozialwissenschaftler Hans Joachim Lenz in der Zeitschrift „männer.be“,

„in dieser Logik stellt der Begriff des ‚männlichen Opfers‘ ein kulturelles Paradox dar: Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann. Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht.“

Der Schwache, Hilflose oder Ängstliche wird zur „Frau“. Mann sein heisst, stark sein, keine Hilfe brauchen und keine Angst haben. Mann sein heisst, nicht „Frau“ sein. Um das Design der Männlichkeit trotz Schwäche, Hilflosigkeit und Angst aufrechtzuerhalten, müssen diese Bedrohungen des Mannseins verdrängt oder umgebogen werden. So werden Männer zu „Opfertätern“, die durch Kriminalität und Gewalt ihre Hilfsbedürftigkeit verdecken.

„Jungen wandeln Trauer in Wut um.“

Schreiben Dieter Schnack und Rainer Neutzling in ihrem Beitrag „Wir fürchten weder Tod noch Teufel!“ im Sammelband „Brave Mädchen, böse Buben?“

Sie kennen das, vermute ich, aus der Schule ganz gut. Die Klage ist ja verbreitet: „Wenn nur die Buben nicht wären...“ Buben machen häufig Probleme. Sie sind laut, stören, machen sexistische Sprüche, werden aggressiv und gewalttätig. Gegen andere Buben, gegen Mädchen.

Untersuchungen zeigen, so Schnack/Neutzling, dass Buben in so genannten Angsttesten

„im Durchschnitt niedrigere Angstwerte erzielen als Mädchen.“

Bei der Messung körperlicher Angstsymptome allerdings gäbe es keine Unterschiede. Ein Indiz dafür, dass Buben – dem „Konzept Mann“ gehorchend – ihre Angst eher verdrängen als Mädchen. Sie kreuzen denn auch deutlich häufiger als Mädchen den Satz an:

„Ich möchte, dass man mir meine Angst nicht anmerkt.“

Die beiden Autoren vermuten, dass

„viele Jungen Ängste nicht nur nicht zugeben, sondern sie unter Umständen gar nicht wahrnehmen können. Wir sind der Ansicht“,

schreiben sie weiter,

„dass zwischen der Aufforderung an die Jungen, keine Angst zu zeigen, ja, keine Angst zu haben, und ihrem sozial auffälligen Verhalten ein wichtiger Zusammenhang besteht.“

Die Schule spielt bei der Herstellung des Geschlechts, in diesem „Doing gender“ genannten Prozess eine wichtige Rolle. Als zentrale sekundäre Sozialisationsinstanz macht sie nicht nur die in der primären Sozialisationsphase entwickelte Geschlechterdifferenz sichtbar, sondern spitzt sie häufig noch zu. Dies trotz Koedukation und bis zum Eintritt in die Hochschule weitgehend realisierter Gleichstellung von Frauen und Männern. Entscheidender als die Frage der Koedukation oder Seedukation, so scheint es, ist das Verhalten der Lehrpersonen und, dies vor allem, die an die Schule anschließende Berufsrealität. Da teilen sich Männer- und Frauenbiografien auch heute noch.

Erziehung und Schule erscheinen, wie das „private Haus“, zunehmend als „weibliche Welt“. Das hat eine reale und eine symbolische Seite. Tatsächlich besteht das Erziehungspersonal im Vorschulbereich zu 99, auf der Primarstufe zu 67 Prozent aus Frauen. Erst in der Oberstufe ändert sich das Bild. Da Erziehung und Psychologie, im Gegensatz zu Wissen vermitteln und Denken lernen, als weiblich gilt, erscheint die Schule, auch wenn Männer Erziehungsfunktionen wahrnehmen, als „weiblich besetzt“. Diese Feminisierung von Schule und Erziehung hat Folgen. Knaben und junge Män-

ner, für die in einer geschlechterpolaren Gesellschaft immer noch gilt „Mann sein heisst, nicht Frau sein“, müssen sich – stärker als Mädchen und junge Frauen – von der Schule als weiblich konnotiertem Ort abgrenzen. Die Probleme, die Buben machen, können auch als Versuch gedeutet werden, dem „Konzept Mann“ gerecht zu werden. „Traditionelle Männlichkeitsbilder“, schreiben Thomas Rhyner und Bea Zumwald in ihrem Buch „Coole Mädchen – starke Jungs“,

„traditionelle Männlichkeitsbilder stehen im Widerspruch zum Schulerfolg.“

Selbst gestandene erfolgreiche Männer betonen ja nicht selten, sie seien keine „Helden“ in der Schule gewesen. Oder brüsten sich damit, von der Schule geflogen zu sein. Widerstand, Leistungsschwäche, Disziplinprobleme in der Schule müssen auch als Männlichkeitsbeweise interpretiert werden.

Männer und Frauen, Knaben und Mädchen entwickeln aufgrund von Geschlechterzuschreibungen und –strukturen unterschiedliche Lernstrategien, männliche und weibliche Lehrpersonen reagieren als Folge ihrer eigenen Geschlechterbiografien unterschiedlich auf Knaben und Mädchen, Männer und Frauen. Geschlechtergerechte Didaktik und Pädagogik sind Beiträge zu echter Gleichstellung im beruflichen, öffentlichen und privaten Alltag. Sie unterstützen beide Geschlechter in ihren Stärken, unabhängig davon, ob diese als „weiblich“ oder „männlich“ gelten, und versuchen, geschlechtsspezifische Schwächen zu überwinden. Voraussetzung dafür ist, dass Lehrpersonen ihre eigenen Geschlechtervorurteile und –konstruktionen sowie deren Übertragung auf die SchülerInnen reflektieren und damit auch in der Lage sind, SchülerInnen genderliche Vorstellungen sowie Verhaltensweisen bewusst zu machen und ihnen zu helfen, sich ein vielfältigeres Verhaltensrepertoire anzueignen als es die banale Dualität von „Mann“ und „Frau“ vorsieht.

Das ist ein Plädoyer für die Integration der Kategorie Gender als Querschnittsaufgabe in Schulentwicklung und schulischen Alltag – das heisst Gender Mainstreaming. Allerdings: Wo immer (Befreiungs-)Bewegungen (oder Selbsthilfegruppen) mit ihren Anliegen in „die Gesellschaft“ integriert und ihre Erkenntnisse beziehungsweise Handlungsansätze professionalisiert, das heisst, vom Zentrum geschluckt werden, ergibt sich Zwiespältiges – es winken Anerkennung und Entpolitisierung zugleich. Zu Recht warnt Annette Hug in der „Frauenzeitung“ FRAZ davor, dass Gender Studies „Fragen der

Frauenforschung und –bewegung und der Geschlechterdifferenzen zu schleifen“ drohen. Und macht deutlich:

„In der besten aller Welten ist die Idee, dass Männer und Frauen in zwangloser Parität die Geschlechterverhältnisse untersuchen, vielleicht wünschbar. Aber gegenwärtig ist die Welt weder die beste noch die gerechteste, sind Macht, Einflussmöglichkeiten und Ressourcen begrenzt, also muss frau den Aspekt der Gerechtigkeit in die Gender-Analyse einbeziehen.“

Die Erweiterung der feministischen Kritik – während gleichzeitig die ersten Ansätze von Männerforschung ihrerseits auf diesen Ansatz hin fokussiert werden – gerät nur dann zur ganzheitlichen Analyse öffentlicher und privater (Geschlechter-)Verhältnisse, wenn sie nicht einfach durch technokratisches Gender Mainstreaming ersetzt, das heisst, als (Befreiungs-)Bewegung nicht einfach vom Rand ins Zentrum geschoben, zum main stream gemacht wird. Der Genderansatz darf nicht in falsche Spiegelbildlichkeiten – Männer haben mehr Macht. Frauen leben länger. Männer schlagen. Frauen schlagen. Gehupft wie gesprungen. - verfallen, sondern muss zur Schärfung des Blicks – der auch „die Frau“ als Täterin sowie „den Mann“ als Opfer erkennt – und damit zu einer radikaleren, weil auf beide Geschlechterkonzepte ausgeweiteten Kritik führen.

[Folie „Der Fokus Gender blendet andere Aspekte aus...“]

Ich erlaube mir, auf einen letzten „blinden Fleck“ hinweisen. Die Fixierung auf den Fokus Gender blendet andere Aspekte aus und verschleiert so durch unterschiedlichste gesellschaftliche Strukturen erzeugte Realitäten. Auf die Schule übertragen: Wer als Lehr- oder Erziehungsperson einseitig den Fokus Geschlecht in den Vordergrund schiebt und Geschlechtervorurteile in der Beziehung zu den ihr oder ihm Anvertrauten ausagiert, stellt die Welt auf den Kopf. Das gilt für den Lehrer, der – klassische männliche Angst vor der Sexualität, das heisst, vor „der Frau“ – behauptet, er sei von einer Schülerin verführt worden, ebenso wie für die Lehrerin, die im kleinen Buben einen potentiellen Vergewaltiger sieht. Da werden eigene Erfahrungen und Vorurteile, Ängste und Sehnsüchte auf Kinder übertragen und unterschlagen, dass zwischen Erziehungspersonen und Jugendlichen ein strukturelles Macht- und Abhängigkeitsverhältnis besteht. Dieses verlangt, dass Lehrpersonen die Verantwortung für Setting und Reflexion des Beziehungsgeschehens, insbesondere der eigenen auf das Kind übertragenen Wünsche und Probleme, übernehmen.

Männer sind nicht nur „Männer“, Frauen nicht nur „Frauen“. Sie sind, zum Beispiel, auch Lehrpersonen, sind eingebunden in vielfältige soziale Strukturen. Und die haben

zur Folge, dass das „Geschlechtergefälle“ durch andere (Macht-)Realitäten relativiert oder sogar aufgehoben wird. Jenseits all dieser Zugehörigkeiten zu unterschiedlichsten sozialen Gruppen lockt die Utopie des freien Menschen. Wo „der Mann“ und „die Frau“ zum „Menschen“ werden, gibt es keine festen Zugehörigkeiten, aber auch keine Trennungen mehr, da ist nicht mehr klar, was „ein Mann“, was „eine Frau“ ist. In solcher Zukunft würden „die Menschen“ zu Individuen, die sich alle gleich und fremd zugleich sind. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechterdifferenz unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm „Mensch“ gepresst würden, die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, keinem „Konzept Mann“ beziehungsweise „Frau“ mehr unterworfen, alle anders zu sein. Dem Menschen ein „Mensch“. Eben.

Winterthur, 29. Januar 2003